

stattet hatte, am 5. August nach Biala zurück. Hier war inzwischen die Kerenskiioffensive abgewiesen, der Gegenstoß geführt worden. Die Kampfeslust der russischen Front war erloschen und unsere Truppe in Ruhe. Ich bereiste wie üblich die Lazarette, in denen uns besonders die Ruhr zu schaffen machte, bis sie Ende September rasch erlosch.

C a m b r a i

Am 20. November 1917 stießen die Engländer überraschend bei Cambrai vor, zum erstenmale unter Verwendung riesiger Tankgeschwader; sie hatten im Ansturm die deutsche Front durchbrochen; die Kämpfe waren schwer, die Abwehr wirksam, aber ungemein mühevoll gewesen. Auf meinen Antrag gab mir der Feldsanitätschef ein Kommando zum Besuch der am Kampf hauptsächlich beteiligten Truppen. Es lag mir daran, ihre körperliche und seelische Verfassung kennen zu lernen und mit derjenigen der Kämpfer vor Verdun zu vergleichen. In Le Cateau, dem Armeeoberkommando der II. Armee, fand ich meinen früheren Stappenarzt Gohler als Armeearzt; er und der Chef des Stabes gaben mir Anweisung, wo die Kampftruppen zu erreichen waren. Ich konnte die Feldlazarette besuchen, mit den Truppenärzten und Offizieren sprechen und in den großen Nervenstationen Malonne bei Namur und St. Solf in Valenciennes die Erfahrungen der Nervenärzte kennen lernen.

Das war nun ein wesentlich anderes Bild als vor Verdun. Die Truppen hatten Schwerstes auszuhalten und zu leisten; die sog. elastische Front, d. h. das Vorschieben von Horch- und Sicherungsposten vor die Grabenlinie, verlangte von einzelnen das Höchste. Die Stoßtruppen, aus den kräftigsten und ausdauerndsten Mannschaften und Offizieren zusammengestellt, wurden hin- und hergeworfen und überall eingesetzt, wo Not am Mann war; sie waren wenig zur Ruhe gekommen und unregelmäßig ernährt. Dennoch fehlten die Zeichen seelischer Zermürbung fast völlig;

wohl lagen in den Lazaretten einzelne mit Schreckneurosen, Herzbeschwerden u. dergl., aber von jener eigenartigen Fahnenflucht wie vor Verdun konnte kein einziges Beispiel beigebracht werden; einige kurze Ruhetage hatten die Erschöpften stets wieder voll leistungsfähig gemacht.

Sehr fesselnd erzählten die Leute von dem Eindruck, den die Tanks auf sie gemacht hatten. Diese schweren Ungetüme, die über Gräben und Hecken setzten, nach links, rechts und vorn mit Maschinengewehren feuerten, die Linien durchbrachen, setzten sie in nicht geringe Verlegenheit. Einer Granate widerstanden sie nicht, aber die Artillerie war zu spärlich; dem Infanterieschuß war der dicke Panzer gewachsen; der einzig verletzliche Teil schien die Kette, welche die Hinterräder antrieb. Dagegen war aber auch die Handgranate machtlos. Da verfielen sie auf die „geballte Ladung“, d. h. fünf zusammengebundene Handgranaten, und siehe, die Kette zerriß! So wurden die Tanks unbrauchbar gemacht, und unbeweglich konnten sie dem Handangriff nicht widerstehen. Einige habe ich am Hauptkampflplatz, dem Bourlonwald, noch gesehen: mächtig wie vorweltliche Ungetüme, aber hilflos standen sie da, ausgebrannt, ausgeräumt, hinter sich, wie eine Herde Elefanten, einen Streifen geknickter Büsche und Bäume. Besonders schlau hatte es ein Unteroffizier gemacht; ungesehen, von hinten war er aufs Dach des Tanks geklettert, und als die Mannschaft, nach Durchbrechung der deutschen Linie das Luftloch öffnete, sie mit einer Handgranate erledigt. „Alle achte habe ich umgewedelt“, erzählte er stolz. Wahrlich, die Gefahr macht erfinderisch! Die größte Wonne bereitete der Inhalt des Tanks: warme weiche Mäntel, treffliche Zeltbahnen, herrliche Fleischkonserven und vor allem Schokolade. Im Lazarett traf ich einen, der sich daran überessen hatte: an Schokolade, die in der Heimat nur sagenhaft noch bekannt war! Die ärztlichen Erfahrungen habe ich im Bericht an den Feldsanitätsschef folgendermaßen zusammengefaßt:

Ich habe mich bemüht, zu erfahren, ob die nervösen Störungen mit der Dauer des Krieges an Häufigkeit zugenommen haben;

ob ein Einfluß des Lebensalters ersichtlich ist und vor allem, ob das Ersatzmaterial, für das ja im Laufe des Krieges die Anforderungen wesentlich verringert wurden, ihnen im besonderen Maße ausgesetzt ist. Zahlenmäßige Unterlagen für solche Forschungen sind zur Zeit kaum zu erlangen; maßgebend sind mir die Aussagen der Offiziere und besonders der Truppenärzte, die womöglich seit Kriegsbeginn bei derselben Truppe waren. Die Ergebnisse sind folgende:

1. Die Zahl der hysteriformen Störungen hängt ab von der Kampfarmt, der die Truppe ausgesetzt ist. Ein Unterschied zwischen älteren und jüngeren Mannschaften tritt nicht hervor. Wohl aber nach Volksstämmen. Pommern, Mecklenburger, Niedersachsen sind wesentlich widerstandsfähiger als Sachsen, Thüringer und namentlich Polen. Die Heilung ist bei gebildeten Kreisen wesentlich leichter als bei Leuten mit beschränktem Gesichtskreis: hier gewinnt eine Vorstellung schwer Eingang, ist aber auch schwer zu vertreiben. Eine Häufung der Neurosen mit zunehmender Kriegsdauer läßt sich nicht erkennen.

2. Gutachten über Mannschaften, welche die Truppe verlassen haben, sind in der Nervenstation in Valenciennes seit September 1914 etwa 350 verlangt und abgegeben worden. Die Fälle verteilen sich über die Jahre ziemlich gleichmäßig: eine Häufung in letzter Zeit ist trotz der schweren Kämpfe bei der II. Armee nicht aufgefallen. Die jüngeren Ersatzmannschaften stellen kein besonders großes Kontingent.

Man darf aus all diesen Angaben die tröstliche Gewißheit schöpfen, daß Willens- und Widerstandskraft unserer Truppen trotz der Dauer und zunehmenden Heftigkeit des Krieges und selbst trotz der geringeren Anforderungen an die körperliche Beschaffenheit keine nachweisliche Verminderung erfahren haben.